

Aufbau der männlichen Autonomie

„Autonomie ist derjenige Zustand der Integration, in dem ein Mensch in voller Übereinstimmung mit seinen eigenen Gefühlen und Bedürfnissen ist (...) Autonomie beinhaltet die Fähigkeit, ein Selbst zu haben, das auf den Zugang zu eigenen Gefühlen und Bedürfnissen gründet“ (Gruen, zitiert in Böhnisch/Winter 1997, S. 23).

Diese Definition der Autonomie unterscheidet sich vom soziologischen Konzept der Autonomie. Soziologisch bedeutet Autonomie vor allem die Selbststeuerung der Anpassung an die Gesellschaftsstrukturen, das heisst fähig zu sein, sich in der sozialen Umgebung zu behaupten. In diesem Sinne beinhaltet eine stabile männliche Autonomie eine geglückte Anpassung an die Rollenerwartungen eines Mannes. Gemäss den Geschlechterrollenstereotypen bedeutet dies für einen Mann stakt, rational und machtvoll zu sein.

Geht man jedoch von der Gruenschen Definition aus, benötigt ein jeder Mensch Zugang zu seinen eigenen Gefühlen und Bedürfnissen um sich autonom zu fühlen. Gefühle zu haben, also Angst, Trauer, Hilflosigkeit zu fühlen, wird immer noch der weiblichen Geschlechterrolle zugeschrieben. Grundsätzlich sind jedoch beide Geschlechter fähig fürsorglichen und empathischen Zugang zu sich herzustellen, denn Autonomie ist ein grundlegendes menschliches Bedürfnis. Böhnisch/Winter (1997) umschreiben diese Ausgangslage mit dem Begriff „androgynen Tendenz“. Dieser Begriff beinhaltet, dass in beiden Geschlechtern „männliche“ und „weibliche“ Tendenzen vorhanden sind.

Durch die zugeschriebene und „antrainierte“ männliche Geschlechterrolle entsteht ein grundlegender Widerspruch zur Fähigkeit seine eigene Autonomie aufzubauen. Jungen lernen im Laufe der Sozialisation stark und durchsetzungsfähig zu sein und nicht mit den Gefühlen wie Angst, Trauer und Scham in Verbindung zu stehen. Somit bleibt den Jungen nichts anderes übrig, als die den Frauen zugeordneten „weiblichen“ Gefühle in sich zu verdrängen um sich an die herrschende Geschlechterrolle anzupassen.

2.2.1 Die männliche Erfahrung der Hilflosigkeit

Wie ich oben ausgeführt habe macht der Junge im Laufe seiner Sozialisation die Erfahrung, dass seine inneren Bedürfnisse und Emotionen Feinde der sozialen Anpassung an die männliche Geschlechterrolle sind. „Jungen müssen von Vätern und Müttern auf spätere machtvolle, aktive, herrschende, unterdrückende Positionen ‚fit gemacht‘ werden. Eine breite Palette ihrer Gefühle – Angst, Ohnmacht, Hilflosigkeit, Trauer – würde dabei sehr stören und ‚passt‘ nicht zum Mannsein. Sie wird von Vater und Mutter nicht gespiegelt, sondern ignoriert, unterdrückt und bestraft. So entsteht ein nur schwacher Kontakt zum Selbst – oder er geht gänzlich verloren“ (Böhnisch/Winter 1997, S. 27).

Durch diese Erfahrung, dass im Grunde nichts in einem selbst ist und nichts aus einem selbst herauskommt, beginnt man die eigenen Bedürfnisse zu unterdrücken und zu fürchten. Wer zur Erfahrung gezwungen wird, dass nichts aus ihm selbst geschieht, wird in eine emotionale Leere getrieben.

Dieser Prozess der Verdrängung der inneren Gefühle und der daraus resultierende schwache Kontakt zu sich selbst, verursacht wiederum das Gefühl von Hilflosigkeit. Diese Hilflosigkeit wird von der Gesellschaft ebenso nicht beachtet, da sie nicht in das Rollenkonzept des Mannes passt und muss also von Jungen ebenso wie ihre inneren Gefühle abgewehrt und vermieden werden.

Die Hilflosigkeit des Mannes wird zusätzlich durch die naturmythische Angst des Mannes vor der Frau verstärkt. W. Gottschalch (1991) erklärt diese Angst des Mannes mit der „konstitutell bedingten sexuellen Schwäche der Männer gegenüber den Frauen, auf Grund der verzögerten Orgasmusfähigkeit der Frau“ (zitiert in Böhnisch/Winter 1997, S. 28). Ebenfalls beschreibt er, dass der Junge als Neugeborener seine ersten angstvollen Erfahrungen in der totalen Abhängigkeit zur Mutter erlebt, was die Angst vor dem Weiblichen (der Frau) begünstigen kann. Zu dem ist es Frauen durch ihre Gebärfähigkeit (als Erfahrung etwas aus ihrem Inneren herstellen zu können) und dem rollenstereotypisch legitimen erleben dürfen von Gefühlen wie Angst und Hilflosigkeit, eher möglich, ihrem Selbst näher zu sein.

Es kann also davon ausgegangen werden, dass Jungen und Männer durch den instabilen Kontakt zum Selbst und der daraus resultierenden Hilflosigkeit, sowie der Angst, dass Frauen ihnen überlegen sind, sehr verunsichert sind. Es fällt ihnen schwer, Autonomie aus sich selbst heraus aufzubauen.

Der Zwang zur Abstraktion

Infolge des schwachen Selbstkontakts folgt das Handeln ohne Bezug zu sich selbst und zu anderen. Handlungen müssen daher von den Männern durch abstrahierte Ideologien und Ideale legitimiert werden. „In Wirklichkeit sieht der Mann sich selbst

und Frauen durch Abstraktionen, die einer Metaphysik der Notwendigkeit von Stärke, des Herrschens und der Macht entsprechen und nicht der eigentlichen Realität des Anderen“ (Gruen, zitiert in Böhnisch/Winter 1997, S. 30).

Durch diese „Metaphysik“ der Herrschende zu sein und somit keine Gefühle wie Angst etc. zu haben, müssen Jungen und Männer ihre „weiblichen“ Anteile nicht nur verdrängen sondern auch abwerten, denn sie lernen, dass sie mehr wert sind als Mädchen und Frauen.

Identitätsbildung im Lebenslauf

In diesem Unterkapitel beschreibe ich den biographischen Aufbau der Identität von Jungen und beziehe mich immer wieder auf das grundlegende Autonomie Problem.

Ablösung von der Mutter und fehlenden Vätern

Trotz emanzipations Bestrebungen lebt ein neugeborenes Kind immer noch fast ausschliesslich in einer engen „symbiotischen“ Beziehung zur Mutter. In dieser Lebensphase hat das Kind noch kein Gefühl für seine eigenen körperlichen und psychischen Grenzen und lebt in Verschmelzung zur Bezugsperson und identifiziert sich mit ihr. Wenn diese primären Abhängigkeitswünsche vom Kleinkind ausreichend gelebt werden können, entwickelt sich automatisch der Antrieb, sich aus dieser Abhängigkeit zu lösen und die Welt zu entdecken.

Um zu einer eigenen Identität zu gelangen, muss sich das Kleinkind aus der engen Bindung zur primären Bezugsperson lösen. Wie das Kind die Trennung aus diesem „paradiesischen Wohlbefinden“ bewältigen kann hängt auch davon ab, ob die Mutter (primäre Bezugsperson) das nach Autonomie strebende Kind loslassen kann. In dieser Trennungsphase ist es für das Kind wichtig, einen attraktiven Landepunkt zur Verfügung zu haben, also traditioneller Weise einen Vater, der auf einfühlsame Weise dem Kind gegenüber tritt. Damit kann das Kind die schmerzlichen Erfahrungen der Trennung gut bewältigen.

Jungen werden früher und härter aus der symbiotischen Phase mit ihrer Mutter gerissen, Mädchen müssen diesen Prozess nicht vollziehen, da die Mutter immer die Identifikationsfigur bleibt. Viele Mütter nehmen ihre Söhne als etwa „anderes“, als getrennt von sich wahr und spiegeln dies dem Jungen auch zurück. (vgl. Chodorow 1985) Durch die abrupte Trennung nehmen sich Jungen einerseits früher als

Mädchen als eigenständig wahr. Andererseits erleben sie die schmerzliche Trennung von der Mutter intensiver. Aus dieser schmerzlichen Erfahrung resultieren möglicherweise Ängste vor tiefen Beziehungen, welche Abhängigkeit bedeuten und die Gefahr des Verlassen-Werdens hervorrufen können. Ein Geborgenheit gebender Vater wäre für den Jungen in dieser Zeit der Ablösung eine wichtige Bezugsperson, um Trennungsschmerzen besser zu bewältigen.

Neben den Trennungsschmerzen hat der Junge auch ein Identifikationsproblem. „Mit ca. 18 Monaten haben Kleinkinder ein ‚Ich-Bewusstsein‘ entwickelt. In diesem Alter entdecken die Jungen, dass sie einen Penis haben und sich von der Mutter unterscheiden. Diese Erkenntnis nötigt den Jungen zum Bruch der Identifikation mit der Mutter. Er erreicht seine Männlichkeit also, indem er seine ursprüngliche Identifikation aufgibt bzw. verleugnet“ (Bange/Enders 1997, S. 35). Aber auch hier fehlt dem Jungen der Vater (männliche Bezugsperson), welcher den Jungen durch die Fähigkeit zu tiefer Bindung im Gleich-Sein spiegeln könnte.

Auch in der folgenden (ödipalen) Phase des Jungen fehlt ihm eine realistische männliche Identifikationsfigur. Die Psychoanalyse beschreibt, dass der Junge in dieser Phase seine Mutter sexuell verehrt, um den Konflikt, zwischen der Suche nach der Sicherung seiner verlorengegangenen Geborgenheit und dem Streben nach selbständigem Handeln, zu bewältigen. In dieser Phase gerät der Junge durch die Phantasie des Besitzenwollens der Mutter in Konflikt mit dem eifersüchtigen oder konkurrierenden Vater (zum Teil Phantasie der Jungen, welche trotzdem sehr wirklich sein kann). Für den Jungen bedeutet es eine tiefe Kränkung, wenn er in diesem Konflikt nicht ernst genommen wird. Um das Spannungsverhältnis aufzuheben identifiziert sich der Junge mit seinem Vater (der häufig nicht real anwesend ist).

Aufbau einer „labilen“ Geschlechtsidentität

Da die meisten Väter oder andere männliche Bezugspersonen nicht zur Verfügung stehen, fällt der Junge nach der Ablösung von der Mutter sozusagen ins Nichts. Es fehlt ihm zu diesem Zeitpunkt ein reales Vorbild mit seinen „Schwächen“ und „Stärken“, welches für den Aufbau seiner Geschlechtsidentität notwendig ist. Männlichen Bezugspersonen begegnet der Junge meist nur kurz vor und nach der Arbeit. Was der Vater den ganzen Tag macht, kann der Junge weder miterleben noch nachvollziehen. So bleibt er mit seinen Vorstellungen über Männlichkeit alleine

und baut sich ein omnipotentes Vater-/Männerbild auf. Häufig treten Väter auch in Sonderaktionen (ins Hallenbad gehen, im Wald spielen etc.) am Wochenende auf, was das idealisierte Bild des Mannes für den Jungen bestätigt: Die Frau (Mutter) stehen für das Häusliche, die Gefühle und die niedrigen Arbeiten, der Mann (Vater) stehen für das Äussere, die Aktion und für die unbekannte, aber „wahrscheinlich“ (denn das wissen sie ja nicht) spannende Berufsarbeit.

Im Alltag erlebt der Junge vor allem Frauen. Um seine eigene Identität aufzubauen muss er sich jedoch von der Mutter (vom weiblichen) desidentifizieren was für ihn zu einer Umwegdefinition führt: Mann = Nicht-Nicht-Mann (Mann = nicht Frau). Diese Ausgangslage ermöglicht zwar eine Entwicklung zur eigenen Identität, in welcher der Junge aber wichtige „weibliche“ Anteile verdrängen und abwerten muss, nämlich jene, die er seiner Mutter oder anderen weiblichen Bezugspersonen zuordnet (Einfühlsamkeit, Ängstlichkeit etc.). Der Junge baut so nur eine labile Identität auf, weil er zentrale Fähigkeiten für den Aufbau von Autonomie nicht leben kann und somit seinem inneren Selbst fern bleibt.

Die Jungen haben im Aufbau ihrer Geschlechtsidentität vor allem zwei Orientierungspunkte:

1. Ein nicht erlebbares omnipotentes Männerbild und
2. Der Antrieb nicht so zu sein wie eine Frau.

Diese Orientierung äussert sich im Verhalten des Jungen mit Toben, Aggressivität, Dominanz, in dem er sich von Frauen und Mädchen durch Abwertung abgrenzt und in dem er sich selbst und anderen gegenüber keine Schwächen zeigt.

Verstärkung der geschlechterstereotypischen Verhaltensweisen

„Das ‚männliche‘, selbständige und nach aussen autonom wirkende Verhalten wird sowohl von der Mutter als auch von anderen Personen unterstützt und verstärkt. Auch gewalttätige Verhaltensweisen gehen häufig durch, ohne dass Jungen begrenzt werden und ohne dass sie hier diese wichtige Lernerfahrung ihrer Grenzen machen können“ (Grabrucker, zitiert in Böhnisch/Winter 1997, S. 61).

Auch die sekundäre Sozialisation findet zum grössten Teil in einer von Frauen dominierten Alltagswelt (Nachbarin, Kindergärtnerin, Lehrerin, Erzieherin) statt. Es

verfestigt das Bild in den Jungen, dass sich vor allem Frauen um Kinder kümmern. Da Jungen in diesem Alter fast ausschliesslich Kontakte zu Frauen haben, fühlen sie sich immer wieder in ihrer Geschlechtsidentität bedroht. Durch Abwertung des Weiblichen, durch Mutproben und Aggressivität versuchen sie immer wieder zu beweisen, dass sie unabhängiger und stärker sind als Mädchen und Frauen. Je weniger Kontakte ein Junge zu einer männlichen Bezugsperson hat, desto stärker ist er auf das Externalisieren (nach aussen orientierte Verhalten) angewiesen.

Auch über die Spielsachen wird immer noch eine geschlechterstereotypische Botschaft transportiert. Jungen kommen vor allem mit aktionsorientierten (Pistolen, Monster etc.) oder technischen Spielzeugen (Flugzeuge, Roboter, Werkkästen etc.) in Berührung. Diese Spielsachen sind auf die Aussenwelt bezogen und es geht meist um Konkurrenz, Kampf und Sieg oder Niederlage. Damit wird die Grenzen- und Bindungslosigkeit vieler Jungen weiter vorangetrieben.

Mädchenspielsachen sind viel eher auf die soziale Welt bezogen. In jüngster Zeit werden aber hier auch Geschlechtergrenzen überschritten, so dass es für Mädchen ab und zu möglich ist, die Jungenrolle zu spielen, ein Abenteuer zu bestehen und in „männliche“ Bereiche vorzudringen. „Wenn Jungen mit Puppen spielen, rümpfen auch heute noch viele die Nase. Solche Reaktionen stimmen mit der allgemeinen Tendenz überein, dass Jungen für jegliches geschlechteruntypisches Verhalten mehr kritisiert werden als Mädchen“ (Bange/Enders 1997, S. 44).

Später in der Schule wird die traditionelle Ansicht der Jungen über die Geschlechterrollen ebenfalls reproduziert. Die meisten Lehrpersonen in der Grundschule sind Frauen, welche den direkten Bezug zu den Jungen und Mädchen haben. Männer findet man hauptsächlich in der Rolle des Rektors und der Hauswarte, also in leitenden und handwerklichen Positionen meist ausserhalb des direkten Austausches mit den Jungen. Zudem wird in den Schulbüchern immer noch hauptsächlich die patriarchale Rollenverteilung dargestellt.

Bis anhin haben die Jungen gelernt und wurden auch darin bestärkt aktiv, überlegen und nicht schwach und ängstlich (wie eine Frau) zu sein. In der Schule werden die Jungen nun mit einer anderen Realität konfrontiert. Mädchen fällt es oft leichter sich zu konzentrieren und zu lernen, obwohl der Unterricht tendenziell auf die Jungen und ihre Bedürfnisse abgestimmt ist. Die Ungleichheit und die damit verbundenen Ängste unterlegen zu sein, kompensieren die Jungen mit auffälligem Verhalten und mit Übergriffen auf Mädchen. Sie werden deshalb vor allem als Täter wahrgenommen

ohne ihre dahinter liegenden Ängste zu betrachten. So gehen Jungen eher in die Sonderschule, kommen mit Sozialbehörden in Kontakt oder sie verlassen die Schule ohne Abschluss.

Jugend als zweite Chance

Mit dem Eintreten in die Jugendphase sind die Jungen mit neuen Entwicklungsaufgaben konfrontiert, welche emotional sehr anspruchsvoll sind. Wichtige Aufgaben sind die Ablösung vom Elternhaus, die Übernahme der Männerrolle, eine sexuelle Identität zu entwickeln, Freundschaften zu Gleichaltrigen aufzubauen, sich Gedanken um die berufliche Zukunft zu machen und sich mit ethischen Werten auseinandersetzen. Zudem ist der Junge mit einer Reihe von körperlichen Veränderungen konfrontiert (Schamhaare wachsen, die Stimme verändert sich, Samen werden produziert etc.).

Durch diese körperlichen Veränderungen und die schwierigen psychischen und sozialen Aufgaben bedingt, zeigen Jungen in dieser Entwicklungsphase nicht nur klassische „männliche“ Verhaltensweisen. Sie sind auch reizbar, sensibel, schamhaft und depressiv. Diese Gefühle werden teilweise offen gezeigt. Alte Konflikte aus der Kindheit wie die Ablösung von den Eltern brechen erneut auf. Sie können neu verhandelt werden und zwar nicht mehr nur innerhalb der Familie. Dies bietet die Möglichkeit, den durch die Kindheit vorgezeichneten Weg zur Annahme einer traditionellen Männerrolle zu verlassen. Gleichzeitig besteht aber die Gefahr, dass die bestehenden Konflikte nicht gelöst werden und die aufblühenden „weiblichen“ Seiten nicht positiv integriert werden können. (vgl. Bange/Enders 1997)

„Allerdings kann die Adoleszenz aber nur dann zur zweiten Chance werden, wenn die Kultur über die entsprechenden symbolischen Systeme verfügt, die die früheren Kommunikationsstörungen aufheben, statt sie zu fixieren“ (Erdheim, zitiert in Böhnisch/Winter 1997, S.77/78).

In der Adoleszenz wird die männlich-dominierte Peergroup ein zunehmend wichtiger Bezugspunkt für Jungen, um sich von den weiblich-dominierten Lebensräumen abzulösen. Die Jungen machen sich selbst auf den Weg ihre männliche Identität zu finden, so wie die vielfältigen Anforderungen der Adoleszenz zu bewältigen in dem sie sich an eine männliche Clique anschliessen. In der allgemeinen Jugendforschung werden die positiven Funktionen der Clique für Bewältigung dieser Lebensphase zu idealisiert dargestellt. „Unter dem Blickwinkel kritischer Männerforschung müssen die Funktionen der Peer-Groups im Sinne des Paradigmas ‚Suche nach männlicher Geschlechtsidentität‘ reformuliert werden. Denn mit dem Eintritt in die männlich dominierte Gleichaltrigengruppe setzt für den Jungen eine neue

Qualität sozialer Kontrolle ein. Männlichkeit wird zum Medium, das die für die Gleichaltrigengruppe angenommenen positiven Entwicklungsfunktionen in einer spezifischen Weise verformt“ (Böhnisch/Winter 1997, S.79).

Das aus der Kindheit überhöhte Männerbild (stark, dominant und cool zu sein), sowie die bereits verinnerlichte Abwertung des Weiblichen werden in der männlichen Clique zum kollektiven Bezugspunkt von Männlichkeit. Dieser Prozess wird von den immer aggressiver werdenden Medien unterstützt. In der Werbung, in Spielfilmen und in Computerspielen werden den Jungen als Zielgruppe fast ausschliesslich überhöhte Männerbilder von Helden, Prinzen, Unbesiegbaren, etc. vermittelt. Auf dieser Grundlage baut sich die männliche Clique vor allem auf Dominanz-Strukturen auf. So sind Beziehungen von Jungen zu Jungen häufig ritualisiert und haben eine feste Form. Sie sind von Konkurrenz, welche persönliche Nähe verhindert, gekennzeichnet. In einer Jungengruppe ist klar festgelegt, was „männlich“ und was „nicht männlich“ ist. Jegliches anderes als „männliches“ Verhalten wird tendenziell sanktioniert.

Da der Junge aber in der Adoleszenz immer wieder Unsicherheiten und Schwächen fühlt, versucht er diese hinter seinen nach aussen gerichteten Verhaltensweisen zu verbergen. Zuneigung unter den Jungen wird häufig durch Balgen oder kräftiges auf die Schulter boxen signalisiert. Deutlich wird dies auch im Umgang mit Mädchen sichtbar. Zuneigung und der Wunsch nach Nähe und Geborgenheit zu Mädchen auf sensible und partnerschaftliche Weise auszudrücken wird von der männlichen Clique sanktioniert. Jungen müssen vor anderen ihren Mann stehen und sich nicht den Mädchen (Frauen) „unterwerfen“, so dass die Annäherung an Mädchen oft über Gewalt (an den Haaren ziehen, auf den Hintern hauen) oder sexistische Anmache läuft. (vgl. op. cit.)

In diesem rigiden männlich definierten Handlungsspielraum, sind Jungen erneut mit ihrem Autonomie Problem konfrontiert, da sie die in der Adoleszenz aufblühenden „weiblichen“ Gefühle unterdrücken, verdrängen und abwerten müssen. Ein ganzheitlicher Bezug zu ihrem inneren Selbst (Emotionen und Bedürfnisse) kann wiederum nicht hergestellt werden. Oft werden Gefühle wie Angst, Scham etc. von Jungen auf „fremde“ und „schwächere“ Menschen projiziert was sich vor allem im Sexismus, Rassismus, und der rigiden Abwertung von Homosexualität äussert.

Auch Aggression und Gewalt sind typisch männliche Bewältigungsstrategien. Die Wut und Aggression der Jungen auf ihre innere Hilflosigkeit richten sie tendenziell nach aussen (Externalisieren), da ihnen sonst keine adäquaten Ausdrucksmöglichkeiten gelernt haben. Aggressives Verhalten wird schon in der Kindheit der Jungen, später in der Jugend und auch im Erwachsenenalter von der sozialen Umwelt oft als positiv gewertet und somit unterstützt. „....die Bewunderung, die viele Erwachsene (Männer wie Frauen) äussern, wenn Jungen sich

aggressiv verhalten, (trägt) entscheidend zu Zusammenhang von Männlichkeit und Aggressivität bei“ (Bange/Enders 1997, S. 54).

So lernen Jungen, dass Aggressivität eine gewünschte und angemessene Verhaltensweise ist. Auf übertriebene Aggression (Schlägerei, verbale Angriffe etc.) reagiert die Gesellschaft jedoch mit Sanktionsmassnahmen (Strafen, Nacherziehung etc.) und definiert die Jungen als Täter. Daraus kann ein Teufelskreis entstehen:

1. Jungen können und dürfen durch den Sozialisationsprozess innere Gefühle wie zum Beispiel Hilflosigkeit nicht leben und fühlen. Es ist jedoch Menschlich, dass man sich immer wieder Hilflos fühlt.
2. Indem Jungen immer wieder Empfindungen haben, die eigentlich gar nicht zum Mannsein passen, entstehende bei ihnen ein Ohnmachtsgefühl und sie fühlen sich ihrem Inneren ausgeliefert. Dies verursacht Wut und Aggression gegen ihr Inneres.
3. Diese Wut und Aggression wird von den Jungen externalisiert, was von der sozialen Umwelt geduldet und gefördert wird.
4. Wenn das aggressive Verhalten sozial nicht mehr verträglich ist wird es von der sozialen Umwelt nicht mehr gefördert sondern sanktioniert. Diese Sanktion kann beim Jungen erneut Hilflosigkeit und Ohnmacht hervorrufen.
5. Jetzt beginnt der Kreis von neuem, den diese Gefühle von Hilflosigkeit und Ohnmacht darf der Junge wieder nicht fühlen oder leben. Wenn den Jungen zu diesem Zeitpunkt das Erlernen neuer Handlungskompetenzen verwehrt bleibt, werden sie das erneute Gefühl von Hilflosigkeit ebenfalls mit (gesteigerter) Aggression bewältigen.

Jungen und Sexualität

In der frühkindlichen und kindlichen Entwicklung wird der Bereich der Sexualität durch die Beziehung zur primären Bezugsperson und dem gegengeschlechtlichen Elternteil strukturiert. Bei Jungen sind diese Personen meist identisch (die Mutter). Weil sich der Junge von der Mutter trennen muss und er sie gleichzeitig als Sexualobjekt wahrnimmt, werden in ihm ambivalente Gefühle ausgelöst. Diese Ambivalenz, einerseits mit einer Frau (der Mutter) sexuell verschmelzen zu wollen und andererseits Angst haben, sich nicht mehr von ihr getrennt wahrnehmen zu können, manifestiert sich als Grundstruktur der Sexualität in den Jungen. Durch diese Grundstruktur ist es für Jungen und Männer schwierig, eine ganzheitliche Sexualität zu leben und sie nicht von (der bedrohlichen) Intimität loszulösen.

Durch das Erleben von Sexualität haben Jungen und Männer Zugang zu ihren nicht gelebten Wünschen nach Geborgenheit, Zärtlichkeit und Regression sowie zum Erleben ihrer männlichen Körperlichkeit. Ebenfalls wird Sexualität in Verbindung mit Potent-Sein = Mann-Sein gebracht und dient somit auch als Männlichkeitsnachweis. Wer Sexualität mit einer Frau „lebt“, ist ein Mann. Somit wird das Erleben von Sexualität zur zentralen Bewältigung

des Jungen (Mannes). „Über diese Bedeutungen wird es plausibel, warum Sexualität für Männer mit geringem Selbst(wert)gefühl und einem schwachen Selbstbild – also für viele Männer – so wichtig ist: Weil in der Sexualität vieles von dem, worauf Männer verzichten müssen und was ihnen im Sozialisationsprozess genommen wird, wiedergefunden werden kann (...)“ (Böhnisch/Winter 1997, S.185).

Dazu kommt dass der Junge durch den fehlenden Vater (männliche Bezugsperson) keine Identifikationsfigur und später keinen greifbaren Ansprechpartner hat. Insbesondere die fehlende Körperlichkeit zu einer männlichen Bezugsperson sowie das Ausbleiben von Gesprächen über Sexualität und Intimität haben für den Jungen schwerwiegende Folgen, da sie meist unvorbereitet in die Phase körperlicher Veränderungen in der Pubertät treten. Auf die entstehende sexuelle Aktivität bei Jungen reagiert das soziale Umfeld entweder mit Kontroll- und Unterdrückungsversuchen oder aber mit der Anerkennung der männlichen Triebhaftigkeit. Auch von Gleichaltrigen erhalten die Jungen meist nicht mehr als frauenabwertende Informationen über Sexualität, so dass Probleme und Fragen keinen Platz einnehmen können.

Aus der sexuellen Sozialisationsprozessen ergeben sich folgende Normen und Mythen:

- ◆ Männer haben immer und überall Lust auf Geschlechtsverkehr. Guter Sex besteht aus zunehmender Erregung, die nur in einem Samenerguss enden kann. Sex ist dasselbe wie Geschlechtsverkehr.
- ◆ Jede körperliche Berührung muss in Sex enden.
- ◆ Eine Erektion zu haben bedeutet Lust auf Sex zu haben.
- ◆ Männer ergreifen im Sex immer die Initiative und übernehmen die Führung. Männer haben beim Geschlechtsverkehr gute Leistungen zu erbringen.
- ◆ Von Männern wird erwartet, dass sie alles über Sexualität wissen.

Diese Mythen werden auch über Bücher, Filme und Pornographie erzeugt und bestätigt. (vgl. Van den Broek 1993)

Auch das Homosexualitätstabu hat eine wichtige Funktion in der Definition der männlichen Rolle. Es wirkt über die Gesellschaft auf die Jungen und wird von ihnen als Bewältigungsform übernommen. Die Abwertung von Homosexualität geht einher mit der Abwertung der Frau und gründet somit auf der Verdrängung und Abwertung der weiblichen Anteile im Mann und dem damit notwendigen Externalisieren von Gefühlen wie Angst, Scham und Hilflosigkeit. „Der abwertende Umgang mit Homosexualität ritualisiert

kulturgeschichtlich die Angst vor dem Verlust der Fähigkeit zur Ausserorientierung als Basis männlicher Leistungsfähigkeit und Macht“ (Böhnisch/Winter 1997, S. 71).

Die Abwehr von Homosexualität hängt ebenfalls mit der männlichen Körperlichkeit zusammen. Wer seinen Körper bekämpft (durch Gefühlsunterdrückung, Abhärtung) kann den „selben“ Körper nicht sexuell begehren und lieben.

Zusammenfassung

Jungen werden in einer „weiblich-dominierte“ Alltagswelt geboren und gross gezogen. In den ersten Jahren müssen sie sich aus der Bindung zur Mutter lösen und eine eigene Geschlechtsidentität aufbauen. Dabei fehlenden den Jungen häufig erlebbare männliche Identifikationsfiguren. Deshalb müssen sie ihre Geschlechtsidentität über die Abgrenzung zum Weiblichen definieren, also nicht so zu sein wie eine Frau.

Sie lernen Gefühle und Verhaltensweisen wie Angst, Hilflosigkeit, Scham und passiv sein denn Frauen zu zuschreiben, weil sie nur die Mutter in dieser Rolle erleben. Männliche Bezugspersonen erleben ist im Alltag meistens gar nicht und müssen sich Phantasien über mögliche Gefühle und Verhaltensweisen eines Mannes machen. Wenn sie den Vater (männliche Bezugsperson) erleben, dann entweder, kühl und abweisend oder in Aktion bei einer Freizeitbeschäftigung. So verbinden Jungen ihre Männlichkeitsvorstellungen mit einem überhöhten Rollenbild von rational, stark, überlegen und aktiv sein. Diese traditionellen Rollenbilder werden über die Medien, die Schule, das soziale Umfeld etc. (sekundäre Sozialisationsprozesse) aktiv mit geprägt und gefördert.

Im laufe der Sozialisation lernen die Jungen menschliche Gefühle wie Angst, Hilflosigkeit und Scham zu unterdrücken und abzuwerten und haben deshalb nur einen schwachen Selbstbezug. Sie nehmen ihre inneren Gefühle als Feinde der männlichen Geschlechterrolle wahr. Es gelingt ihnen deshalb oft nicht, eine ganzheitliche Autonomie aufzubauen in der alle „menschlichen“ Gefühle und Bedürfnisse erlebt und gelebt werden können. Den „Frust“ über den verwehrten Zugang zur Autonomie bewältigen Jungen in dem sie auffallen, provozieren, abwerten, Gewalt anwenden, Potenz und Macht demonstrieren und werden so nicht als Opfer ihrer Sozialisation wahrgenommen, sondern als Täter bestraft.

Die folgende Tabelle sollte die Anforderungen an Jungen nochmals verdeutlichen. (vgl. Bange/Enders 1997)

Ein Junge sollte....	Ein Junge darf....
seinen Körper disziplinieren,	keine Schmerzen zeigen,
sportlich und durchtrainiert sein,	keine Angst haben,

Schmerzen ertragen können,
mutig sein,
sich gegen körperliche Angriffe wehren,
etwas leisten,
anderen überlegen sein (vor allem Frauen),
sich gegen Konkurrenten durchsetzen können,
unabhängig und mächtig sein,
aktiv und risikobereit sein,
seine Gefühle unter Kontrolle haben,
sexuell potent und aktiv sein,
Sexualität mit Frauen haben,
rational und logisch handeln.

keine Probleme haben,
nicht krank sein,
nicht weinen,
nicht zärtlich zu anderen Männern sein,
andere nicht um Hilfe bitten,
sich nicht sexuell missbrauchen lassen.